



FOTO: BRENDAN SMIALOWSKI/AFP/GETTY IMAGES

Für keine Handvoll Dollar: Derenda Hancock (r.) verteidigt das rosa Haus

„You need to calm down“

USA Die „Pinkhouse Defenders“ verteidigen die letzte Abtreibungsklinik Mississippis gegen religiöse Belagerer

■ Nora Noll

Es ist sieben Uhr morgens, der Himmel hängt tief über Jackson, Mississippi. Dort, wo der Fondren Plaza die North State Street kreuzt, sitzt ein alter Mann im Campingstuhl am Straßenrand. Stoisch blickt er vor sich hin, als würde er an einem See sitzen und Forellen fischen. Aber statt einer Angel hat er Plakate neben sich aufgestellt. „Let me pray for you“ steht auf dem einen, „Pray to end abortion“ auf dem anderen. Er wartet nicht auf Fische, er wartet auf Frauen. Frauen, die mit dem Auto den Fondren Plaza hochfahren, Richtung Pinkhouse. Dann steht der Mann auf und fragt durch das geschlossene Beifahrerfenster: „Darf ich für Sie beten?“

Dreißig Meter weiter steht Derenda Hancock und zieht an ihrer Zigarette. „Das ist nur der gute Doug“, sagt sie mit Blick auf den Mann im Campingstuhl. „Es gibt auch einen bösen Doug. Der gute schreit wenigstens nicht rum.“ Sie lacht spöttisch und pustet Rauch in die feuchte, warme Luft. Derenda ist Mitbegründerin der „Pinkhouse Defenders“. Sie verteidigt die letzte Abtreibungsklinik Mississippis, dreimal die Woche, seit sechseinhalb Jahren. Zusammen mit weiteren Unterstützer*innen eskortiert sie Patient*innen vom Parkplatz in die pink gestrichene Klinik der Jackson Women’s Health Organization, um sie vor Menschen wie Doug zu schützen.

Kampf um den Straßenrand

Für den Kampf auf der Straße haben die Defenders ihre eigenen Waffen. Mit lauter Musik übertönen sie das aufdringliche „Gehsteig-Consulting“. Die Anlage hinter dem blickdichten Zaun, der die Klinik umgibt, spielt den neuen Regenbogen-Hit von Taylor Swift: „You need to calm down, you’re being too loud!“ Wenn eine Patientin die Straße aufwärts parkt und zur Klinik begleitet wird, dient ein großer Regenschirm als Sichtschutz vor den Antis. Die Antis, das sind die militanten Abtreibungsgegner*innen.

Der „gute Doug“, „der mit dem Make-America-Great-Again-Hut“, „Stimme-Gottes-Matt“ – im Laufe der Zeit haben sich die Defenders Spitznamen für ihre Belagerer ausgedacht. Man kennt sich. Normalerweise treten Klinik-Escorts nicht mit den Protestierenden direkt in Kontakt, sagt Han-

cock. „Aber es wurden zu viele. Also haben wir beschlossen, den Straßenrand zurückzuerobern.“ Seitdem gehen die Pinkhouse Defenders den Antis bewusst auf die Nerven. Sie rufen „Haut ab!“ und machen Videos, die sie auf ihrer Facebook-Seite teilen. „Die weniger Fanatischen lassen sich davon abschrecken“, sagt Hancock.

Die Plakathalterinnen und Straßenprediger sind nur der sichtbarste Part von Mississippis breiter Anti-Abtreibungsfront. Die mächtigen Abtreibungsgegner*innen sitzen im Regierungsgebäude. Der jüngste politische Angriff liegt nur ein halbes Jahr zurück. Mit dem sogenannten Heartbeat-Bill wollte der republikanische Gouverneur Phil Bryants Schwangerschaftsabbrüche verbieten, sobald Herzschlag-ähnliche Vibrationen im Embryo vernehmbar sind. Ein Quasi-Totalverbot, da eine Schwangerschaft zu diesem Zeitpunkt, in der sechsten Woche, oft noch gar nicht bekannt ist. Das Gesetz wurde verhindert, vorerst. Der Bundesgerichtshof Mississippis blockierte die Heartbeat-Bill am 24. Mai, kurz vor offiziellem Inkrafttreten.

Die Hürde, an der auch andere Illegalisierungsversuche in Missouri oder Kentucky bisher scheiterten: „Roe vs. Wade“, die Grundsatzentscheidung des Obersten Gerichtshofes zu Schwangerschaftsabbrüchen von 1973. Seit diesem Urteil haben alle US-Bürger*innen das Recht, ihre Schwangerschaft abbrechen, bevor der Fötus eigenständig lebensfähig ist. Ein Recht, das nur der Supreme Court wieder aufheben kann. Seit der Ernennung Brett Kavanaughs zum Verfassungsrichter liegt die Mehrheit dort wieder bei den konservativen Republikanern – für die Abtreibungsgegner*innen ein Grund zur Hoffnung. Falls „Roe vs. Wade“ tatsächlich umgestoßen wird, tritt in Mississippi und sechs weiteren Bundesstaaten ein sogenanntes Trigger-Law in Kraft: ein sofortiges Abtreibungsverbot. Schon jetzt werden Abtreibungen gesetzlich erschwert.

Nicht nur die Leute mit den Plakaten machen Druck, sondern auch die Politik

Ein Beispiel: Die Einrichtungen, die Schwangerschaftsabbrüche anbieten, müssen in Mississippi den Standards von Operationssälen entsprechen. „Diese Regelung ist unnötig“, sagt Alicia Brown-Williams, politische Beraterin der Non-Profit-Einrichtung Planned Parenthood. „Der Abbruch erfolgt im medizinischen Sinne nicht operativ. Und für viele Kliniken sind solche Standards zu teuer.“ Die Auflagen zeigen ihre Wirkung: Gab es 1992 noch acht Kliniken in Mississippi, gibt es 17 Jahre später nur noch eine – für knapp 1,5 Millionen Menschen mit Uterus, auf einer Fläche so groß wie Österreich und die Schweiz zusammen

„Wir leben in einer Theokratie“

Danielle Busby ist sich nicht sicher, wie eine Abtreibung in Mississippi funktioniert, als sie vor zwei Jahren ungeplant schwanger wird. Die damals 22-Jährige weiß nur, dass sie kein Kind will, nicht jetzt. Sie sucht online nach Abtreibungskliniken und stößt auf die Hope Clinic in ihrem Wohnort Hattiesburg. Die Einrichtung wirbt mit kostenloser Beratung zu Schwangerschaftsabbrüchen. Danielle geht zu einem Beratungstermin. Dort wird sie zu Missbrauchserfahrungen und psychischen Problemen befragt. Auch bei einem zweiten Termin wird Danielles Anliegen, ihre Schwangerschaft zu beenden, nicht ernst genommen. Stattdessen will die Beraterin wissen, was der dazugehörige Mann davon halte. „Ab dem Zeitpunkt war ich mir sicher, dass das keine seriöse Klinik sein kann“, erzählt Danielle. Die Hope Clinic äußerte sich nicht zu den Vorwürfen

Die Anti-Abtreibungsberatung hat System. Die National Abortion Federation, Dachorganisation der Abtreibungsanbieter, klärt über die Strategie der sogenannten Crisis Pregnancy Centers (CPC) auf: Es würden ohne ärztliche Lizenz Professionalität vorgespiegelt, falsche Informationen gegeben und bewusst Zeit verzögert. Als Danielle Zweifel kommen, fragt sie bei Planned Parenthood nach und wird zur Jackson Women’s Health Organization weitergeleitet. Die Fahrt von Hattiesburg zum Pinkhouse dauert für sie nur zwei Stunden. Trotzdem ist der Eingriff eine finanzielle Belastung: 800 Dollar kostet der medikamentöse Abbruch, sie muss sich Geld leihen. Dazu kommt die psychische Belastung: „Ich war mir meiner Entscheidung sicher, aber diese Leute vor der Klinik, die

mich bequatschen wollten, die Musik, die aufgeladene Stimmung, das war eine komplette Überforderung.“

Die Abtreibungsgegner*innen vor dem Pinkhouse zielen genau auf diese Überforderung ab. Um ein Uhr nachmittags schließt die Klinik. Die Patientinnen werden zurück zum Auto eskortiert, die Antis verschwinden, die Musikanlage spielt den letzten Song, *Missionary Man* von den Eurythmics: „I was born an original sinner. I was born from original sin.“ Derenda und drei ihrer Defender-Kolleg*innen trinken eisgekühltes Wasser im Nachbarhaus, das ihnen als Treffpunkt dient, und unterhalten sich. Über die eigentlichen Probleme, die Mississippi hat: hohe Kindersterblichkeit, hohe Müttersterblichkeit, hohe Kinderarmut. Letzter Platz im US-weiten Gesundheitsranking. Über religiösen Fanatismus und Politik. „Wir leben in einer Theokratie“, sagt Hancocks Kollegin Kim. Morgen werden sie wieder vor der Klinik stehen und die Antis in Empfang nehmen.

Nora Noll ist freie Journalistin. Eine längere Version dieses Textes finden Sie auf freitag.de

Super Safe Space
Laura Helena Wurth

E-Roller geben Männern ein Gefühl von Geborgenheit

In Nacht-und-Nebel-Aktionen wurden sie in die Städte gebracht und so postiert, als wären sie immer da gewesen. Glaubt man den Nachrichten, die sie produzieren, sorgen sie für Chaos, Anarchie und Unfälle auf den Straßen und verleiten die Menschen zum Vandalismus. Dabei werden E-Roller unsere Welt zu einer besseren machen.

Der E-Roller steht für ein Lebensgefühl und eine Idee von Mobilität, die so sehr mit unseren Bedürfnissen harmoniert, dass der Hass und die Entrüstung, die er hervorruft, kaum verständlich sind. Er legt unsere Ängste vor unkontrolliert herumwuselnden Individuen, die sich weder der Kategorie Auto, Rad oder Fußgänger zuordnen lassen, frei. Und man kennt das: Was man nicht einordnen kann, wird erst mal abgelehnt. Es müssten neue Regeln erfunden werden für den E-Roller, der Richtung Zukunft brettet. Autobahnen, wie auch Autos, werden schon bald der Vergangenheit angehören. Genau wie die Männer, die in dicken Schlitten blutige Steaks verdrückend zum Flughafen rasen, um Fernreisen über den Atlantik anzutreten. Beides wird der E-Roller maßgeblich verändern. Er lässt eine neue Generation von jungen Männern heranwachsen.

Heute sieht man sie oft – wie Kate und Leo in ihrem ikonischen *Titanic*-Moment – eng umschlungen die Straßen entlangdüsen. Die physische Nähe, die durch das gemeinsame E-Rollen generiert wird, und das Vertrauen, das sich daraus ergibt, sich ganz der Kontrolle des anderen zu überlassen, nehmen die jungen Männer mit in ihren Alltag. Das Stress- und Angstlevel, das sich oft in gewaltsamem Verhalten ausdrückt, wird runtergefahren, und sie lernen, sich zu öffnen und ihre Gefühle zu artikulieren. Ein Gefühl von Verbundenheit wird sich einstellen, das in Männerfreundschaften oft übergangen wird. Sie werden nicht länger voneinander angeben müssen, wer höher, schneller, weiter kann (ein Impuls, der unseren Planeten ja erst in den desaströsen Zustand versetzt hat, in dem er sich befindet), sondern sie werden darüber sprechen, wovon sie träumen und was sie beschäftigt. In einer Welt, die sich immer schneller dreht, generiert das Aneinanderklammern ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit, das einzufordern sich junge Männer oft nicht trauen.

All das werden die Heranwachsenden mitnehmen in ihre Beziehungen, in ihre Freundschaften. Sie werden es als Väter ihren Söhnen weitergeben und die wieder ihren Söhnen. So wird der E-Roller, im „long run“ dazu beitragen, unsere Welt auf allen Ebenen zu einer besseren zu machen.

ANZEIGE

radioeins und Freitag Salon
Jakob Augstein im Gespräch mit
Friederike Otto
Ignorantes Klima – sind wir noch zu retten?
16.09. | 20 Uhr | Volksbühne Berlin, Grüner Salon | Tickets unter: volksbuehne-berlin.de

der Freitag radioeins rbb VOLKSBUHNE